

Medien / Kultur

Bereichsrezension: Mediale Erfahrung, mediale Dispositive

Giorgio Agamben: Was ist ein Dispositiv?

Zürich, Berlin: Diaphanes 2008, 41 S., ISBN 978-3-03734-042-4, € 6,-

Jörg Dünne, Christian Moser (Hg.): Automedialität. Subjektkonstitution in Schrift, Bild und neuen Medien

München: Wilhelm Fink 2008, 444 S., ISBN 978-3-7705-4578-0, € 58,-

Thomas Pruiskin: Medialität und Zeichen. Konzeption einer pragmatisch-sinnkritischen Theorie medialer Erfahrung

Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, 299 S., ISBN 3-8260-333-6,
€ 39,80 (Zugleich Dissertation an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät
der Universität Köln)

Von der Warte der Medienwissenschaften aus kann man Agambens schlanke Monografie als kleinen Beitrag zu den großen grundsätzlichen medienphilosophischen Fragen nach Seinsbestimmungen und Wesensgesetzlichkeiten des Medialen wahrnehmen.

Agamben gelangt jedoch nicht unmittelbar zu einer Form von ‚Medienontologie‘ oder ‚Ontologisierung des Medialen‘. Er geht seiner im Buchtitel aufgeworfenen definitorischen Frage nach dem Dispositiv-Begriff über eine Genealogie nach, die sich innerhalb des Werkes von Michel Foucault bewegt, später aber in einem größeren historischen Kontext umrissen wird.

Agamben bleibt dabei nicht auf bloßer Begriffsgeschichtsschreibung stehen. Seine genealogische Lektüre zielt letztlich auf eine Bedeutungserweiterung des Dispositiv-Begriffs jenseits seiner strategischen Funktion, die er in Foucaults Analyse spezifischer Machttechnologien einnimmt. Dazu spürt Agamben der supplementären Beziehung nach, die den Dispositiv-Begriff mit dem Hegel'schen Begriff der „Positivität“ verbindet und auf den Foucault in seinem Frühwerk, zu Zeiten seiner *Archäologie des Wissens* (Paris 1969) zurückgreift.

In der anschließenden erweiterten Genealogie des Dispositiv-Begriffs unterstreicht Agamben nochmals die etymologische Gemeinsamkeit mit Hegels „Positivität“ und auch Heideggers „Gestell“-Begriff: Alle drei Termini seien nicht an

eine konkrete Machtanalyse gebunden, sondern umfassen in einem ontologischen Sinn die Gesamtheit von Praxen, Kenntnissen und Institutionen, deren Ziel es sei, das Verhalten der Menschen zu regieren und zu kontrollieren. (vgl. S.24ff.)

Im zweiten Teil seines Buches geht der Autor dazu über, die Foucault'schen Dispositive theologisch zu konnotieren, d.h. in den Stand einer „dreifaltigen“ Ontologisierung aufzunehmen. Agambens Kategorisierung des Bestehenden wirkt übersichtlich: Er unterscheidet zwischen „Lebewesen“ (bzw. „Substanzen“) und „Dispositiven“, von denen sich die erste Klasse unablässig in Beschlag nehmen lässt. Was aus dem „Nahkampf“ zwischen beiden hervorgeht, subsumiert Agamben unter die dritte Klasse der „Subjekte“. (vgl. 26ff.)

Insofern für Agamben im gegenwärtigen Stadium des Kapitalismus die Formierung abendländischer Subjektivität unter vorhandene, vor allem „medial induzierte“ Dispositive nicht mehr primär auf Subjektbildung abzielt, sondern sich durch Prozesse der „Desubjektivierung“ auszeichnet (vgl. S.36), unterzieht er dem Dispositiv-Begriff einer weiteren historischen Differenzierung.

Am Beispiel der Beichte und des TV-Konsums macht er den Unterschied deutlich: Während die vom Dispositiv der Beichte bewirkte Spaltung ein neues Subjekt hervorbrachte, das seine „eigene Wahrheit in der Unwahrheit des Sünder-Ichs fand [...], [erhält] der Zuschauer, der seine Abende vor dem Fernseher verbringt, im Tausch für seine Desubjektivierung nichts als die frustrierende Maske des *zappeuer* oder die Einbeziehung in die Berechnung der Einschaltquote.“ (S.36-37).

Für Agamben sind die medialen Dispositive der Gegenwart so unumstößlich mit bestimmten Formen der Desubjektivierung verbunden, dass Medientechnik gar nicht mehr unter der Frage des ‚richtigen Gebrauchs‘ diskutiert werden muss und ‚ketzerische‘ Medienpädagogen, die Gegenteiliges behaupten wollten, sind natürlich manipuliert, d.h. „ihrerseits ein Resultat des medialen Dispositivs, in dem sie gefangen sind.“ (S.38).

So apologetisch-doktrinär Agambens Ontologisierung des Medialen zum Ende hin ‚wasserdicht‘ wirkt, so sicher trifft auch der grobe Schrot seiner Kritik der „Desubjektivierung“, die sich natürlich allen medialen Dispositiven irgendwo unterstellen lässt, die so auffällig unterbestimmt sind wie in der Medienmystik Giorgio Agambens.

Wo Agambens enthemmte Ontologisierung des Medialen in hohler Abstraktion entschwindet, schafft es ein anderer Forschungsbeitrag nicht nur mit den Medienwissenschaften produktiver in den Dialog zu treten, sondern auch Foucaults Dispositiv-Begriff in die verständliche Bezüglichkeit eines konkreten Forschungsfeldes zurückzuholen. Der von Jörg Dünne und Christian Moser herausgegebene Essayband *Automedialität* ist aus einem Symposium gleichnamigen Themas hervorgegangen und verspricht nicht weniger als mit Hilfe besagten Neologismus‘ den gesamten Theoriezweig der Autobiografieforschung aus einer konzeptionellen Krise zu leiten. Deren Forschungsdiskussion habe sich nämlich in

einem erbitterten Stellungskrieg zweier diametral entgegengesetzter Standpunkte festgefahren. Entbrannt sei er um die Frage nach dem Einfluss des Mediums im Prozess autobiografischer Subjektivierung (vgl. S.10): Auf der einen Seite finde sich ein unbedingtes Festhalten an der Annahme der Unmittelbarkeit des kognitiven bzw. affektiven Selbstbezugs. Medien komme hier lediglich eine Mittlerrolle als Werkzeug der Selbstdarstellung eines bereits gemachten integralen Subjekts zu. Auf der anderen Seite finde sich die zementierte Ansicht, dass jegliche Form von Subjektivität durch die spezifische Materialität des Mediums determiniert sei. (vgl. S.10ff.)

Der in beiden Positionen augenscheinliche argumentative Reduktionismus mitsamt den daraus erwachsenen starren Gegensätzen soll nun im Konzept der Automedialität aufgelöst und versöhnt werden. Helfende Orientierung liefert das von Foucault in seiner Auseinandersetzung mit der antiken Ethik entwickelte Konzept der Selbstpraxis („*pratique de soi*“). Subjektivität wird hier nicht wie in der post-cartesianischen Tradition als begründende Instanz gedacht. Foucaults übernommener Ausgangspunkt ist vielmehr, dass sie sich gleichursprünglich mit körperlichen Praktiken und medialen Techniken im Modus des reflexiven Selbstbezugs konstituiert. In diesem Sinne wird Foucaults Begründungsformel der Subjektivität auch für das Konzept der Automedialität konstitutiv und als Zusammenspiel von medialem Dispositiv, subjektiver Reflexion und praktischer Selbstbearbeitung postuliert. (vgl. S.13ff.)

Im ersten Teil des Bandes wird dieses Konzept auf die Rolle der Medialität in schriftgestützten Selbstdarstellungen angewendet. Frühe Formen automedialer Verfahren wie die Typografie oder das Verhältnis von Schrift und Bild in autobiografischen Texten werden in ihren Auswirkungen auf den Prozess der Subjektkonstitution untersucht.

Im zweiten Teil wird der Frage nachgegangen, welche neuen medial vermittelten Subjektkonstitutionen sich im Umgang mit visuellen und elektronischen Medien herausgebildet haben. Die Analyse trägt hier der herausgehobenen Bedeutung der Bildmedien Rechnung, die Beiträge dieses Teils wenden sich bevorzugt spekulativen Modellen der Subjektkonstitution zu: Behandelt werden Selbstdarstellung im Medium der Fotografie, die Möglichkeiten des kinematografischen Autoportraits sowie Formen der Subjektkonstitution im Medium des Computers (Computerspiele, autobiografische Weblogs etc.). Der dritte und letzte Teil erkundet die Wechselbeziehungen zwischen Subjektkonstitution und Wissensgeschichte. Die einzelnen Essays konzentrieren sich um die Frage, wie sich der Aufstieg der neuzeitlichen Wissenschaften auf das Wechselverhältnis von Selbst- und Weltwissen auswirkte und welche Bedeutung dabei der Entwicklung neuer Aufzeichnungsmedien zukam: Mit Hilfe optischer Medien wie z.B. der ‚Camera obscura‘ wird zu Beginn der neuzeitlichen Wissenschaften eine Abtrennung der Bewusstseinsvorgänge von der äußeren Sinnenwelt forciert und Außenwelt als nur über ein technisches Dispositiv wissenschaftlich erkennbar vorgestellt. Diese

technisch gesteuerte Herstellung und Formalisierung von wissenschaftlichem Selbstbezug in ihren unterschiedlichen Ausprägungen untersucht der Beitrag von Jörg Dünne am Beispiel der neuzeitlichen Kartografie. Dünne legt kenntnisreich dar, wie die Karte als visueller Medienverbund Wissen operationalisiert, mit der Ausübung von Macht verknüpft und dabei gleichzeitig verschiedene Praktiken des Selbstbezuges eröffnet.

Für den Bereich der Neuen Medien wird dieses Verhältnis im Beitrag von Robert Folger wieder aufgegriffen und auf die Möglichkeiten der Subjektkonstitution im Internet angelegt. Folger rekapituliert dazu die Geschichte des Weblogs und untersucht die Kommunikationsverhältnisse ausgewählter Weblog-Gemeinden, dieses frühen und bereits viel besprochenen Internet-Formats. Vielleicht ist dies mit ein Grund, warum sein daran aufgefädertes Theorem von der „Opazität“ und „Fragmentiertheit des postmodernen Subjekts“, von dem in Internet-Debatten der 90er bereits reichlich zu hören war, so angestaubt klingt, dass sich gar nicht glauben lässt, die „Phänomenologie der Online-Subjektivität“ (S.291) ließe sich seitdem nicht mehr interessanter sozialphilosophisch verschlagworten.

Mit einer großen Passion für medientechnische Details weiß dagegen Bettina Schlüter die laufenden Metamorphosen visueller Repräsentation von Subjektivität und Selbst-Technik vorzuführen. Sie tut dies am Beispiel von Echtzeitinteraktionen zwischen Computer und Mensch. Rekonstruiert wird dazu von ihr die Technikgeschichte dieser vor allem in Computer- und Videogames charakteristischen Variante der „Mensch-Maschine-Kommunikation“ (S.305). Die Interaktion in Echtzeit umfasst, in einem Kommunikationsmodell betrachtet, mittlerweile nicht nur die Interaktion zwischen Mensch und Computer, sondern auch die Interaktion des Menschen im Computer. Die Darstellung vektorbasierter menschenähnlicher Figuren, die Handlungsakte im Rahmen einer rechnergesteuerten Umgebung ausführen und steuern können, erreichen nicht nur den Grad fotorealistischer Darstellung, sondern werden von Schlüter gleichzeitig als Akkumulation „hybrider Konstruktionen“ vorgeführt, die mit eigenen Qualitäten ausgestatte Formen von Automedialität erzeugen (vgl. S.308ff.) Deren mediale Erscheinungen sind, der Autorin zufolge, nicht länger die Reflexionen von Erfahrungen auf symbolischer Ebene, sondern selbst neue Formen (automedialer) Erfahrungen. Dies ist das spezifisch Neue an den Sinn- und Orientierungshorizonten der wuchernden Informations- und Medienwelten: Medien codieren einen Ausschnitt der Wirklichkeit, eine Vorstellung von Realität oder auch eine Fiktion und übersetzen diese in eine spezifische Zeichensprache. Dadurch entsteht eine neue Wirklichkeit, die Züge der spezifischen Zeichenvermittlung trägt, welche wiederum den Gebrauch einer bestimmten Technologie ausmacht. Der Einsatz von Technologien verwandelt so mittelbar auch die Werte und Wahrnehmungsweisen einer Kulturgemeinschaft.

Die auf solche Weise für real befundene (Medien-)Wirklichkeit wird aktuell von der durch Régis Debray begründeten Theoriebildung der ‚Mediologie‘ als gemachtes, mediales Konstrukt enttarnt und analysiert. Die Mediologie interessiert

sich für die Vermitteltheit kommunikativer Prozesse, ohne dabei einzelne Medien als deren Verursacher zu begreifen. (vgl. Pruiskens, S.20ff.) Sie erscheinen nicht mehr als bloße semiotische Werkzeuge der Speicherung und Übermittlung von Informationen, sondern in viel grundlegender Weise als epistemologische, nicht hintergehbare Konstruktionsbedingungen von Wirklichkeit.

Agamben hat diese Bedingungen theoretisch aufgenommen und sie in der Unterteilung unterschiedlicher Typen medialer Dispositive klassifiziert (vgl. Agamben, S.35ff.). Um eine grundlegende metatheoretische Erweiterung der mediologischen Perspektive geht es dagegen in der Publikation von Thomas Pruiskens.

Im Zentrum seiner Dissertationsschrift steht das Werk des amerikanischen Philosophen Charles S. Peirce, Begründer der modernen Semiotik. Dessen Grundthese einer semiotisch-pragmatischen Vermitteltheit von Erfahrung versucht Pruiskens mit der mediologischen Grundthese medienrelativer Vermitteltheit von Erfahrung zu ergänzen.

Pruiskens Relevanzbegründungen für seine theoretische Unternehmung sieht er vor allem in einem seitens der Mediologie falsch oder verkürzt rezipierten epistemologischen Modell medialer Erfahrung, das der Komplexität der Peirce'schen Zeichenkonzepte in den seltensten Fällen gerecht geworden sei. (vgl. S.20ff.) Deshalb bleibe die medienkulturelle Matrix mitsamt ihren historischen Kontingenzbedingungen in der theoretischen Optik der Mediologie oft unhintergehbare Ermöglichungsbedingung von Erfahrung und bedinge so eine kulturalistische Verkürzung ihrer epistemologischen Dimension. (vgl. S.13ff.) Pruiskens begegnet diesem kriteriologischen Defizit aktueller Mediologie, indem er mit Peirce in konstruktiver Weise zu zeigen versteht, dass der semiotische Vermittlungscharakter von Erfahrung und Wirklichkeit erst dadurch ermöglicht wird, dass er durch a priori gültige Möglichkeitsbedingungen medial vermittelter Sinnkonstitution im Sinne interaktiv-pragmatischer Verständigung begründbar ist, die sich aus allgemeinen Prinzipien bestimmen lassen. Nach Pruiskens gehen sie jedem möglichen Zeichen- bzw. Mediengebrauch als Verstehens- und Verständigungsbedingungen voraus und bilden die „apriorischen Bestimmungen“ medialer Erfahrung (vgl. S.67ff.).

Pruiskens schlägt deshalb ein epistemologisches Konzept medialer Erfahrung vor, in dem die Beschreibung des Gelingens einer dialogisch-interaktiven Konstruktion des Wirklichen dem zeichen- bzw. medienabhängigen Charakter von Wirklichkeitskonstruktion vorausgeht und entsprechend auf einer separaten Reflexionsebene verhandelt werden muss. (vgl. S.123ff.)

Der Prüfung der Medialität als kulturelle Bedingung von Information und Wissen schickt Pruiskens prinzipientheoretische Unternehmung einer „geltungsreflexiven Grundlegung medialer Erfahrung“ (S.14) auf diese Weise eine Prüfung der Möglichkeit von Verstehen und Verständigung voraus. Damit erreicht er auf überzeugende Weise, die Aussagen der Mediologie noch einmal geltungsreflexiv

zu fundieren.

Trotz beeindruckender Begriffsschärfe und terminologischer Stringenz verläuft Pruiskens Arbeit über schwieriges Theoriegelände, so dass ihre Lektüre für das fachfremde Publikum nicht eben verlockend erscheint. Dem Autor ist dennoch zu wünschen, dass seine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Peirce'schen Zeichenkonzept im internen Diskurs der Medienwissenschaften eine angemessene Würdigung erfährt.

Tim Raupach (Leipzig)